

Gegen Strauss' Verdammnis

1977 gründete Reinhold Schlötterer die Richard-Strauss-Arbeitsgruppe an der LMU München.

In über 30 Jahren kontinuierlicher Arbeit gab sie der Strauss-Forschung neue Impulse und half, ideologisch fixierte Vorurteile gegen seine Musik zu überwinden.

VON BERND EDELMANN

AN PERSON UND WERK von Richard Strauss schieden sich seit jeher die Geister, und je länger er lebte, desto mehr geriet er zwischen die Fronten. Was die Progressiven als Vorzug sahen, verschreckte die Konservativen – und umgekehrt. So kursierten hauptsächlich vier Vorurteile:

1. Bis zu „Salome“ und „Elektra“ habe Strauss die musikalische Moderne angeführt, sich dann jedoch mit dem Welterfolg des „Rosenkavalier“ dem breiten Publikum angebedert. Da er den Weg zur Atonalität nicht weiterging, sei er hinter den „historischen Stand des musikalischen Materials“ – ein Schlagwort von Adorno – zurückgefallen.
2. Sein brillanter Orchesterklang kaschiere nur den Mangel an musikalischer Substanz; der „Elan“ seiner Musik sei billig und „affirmativ“, ein Produkt des Münchner „vitalistischen Irrationalismus“ (so Adorno 1964).
3. Strauss habe zwar für das Urheberrecht der Komponisten gekämpft, dies aber vor allem aus eigener Geldgier.
4. Da er sich als Präsident der Reichsmusikkammer den Nationalsozialisten angedient habe, habe er sich moralisch wie künstlerisch selbst diskreditiert.

Als in der Nachkriegszeit die von den Nationalsozialisten verfeimten Komponisten wiederaufgeführt und breit diskutiert wurden, war Richard Strauss für viele ästhetisch erledigt. Das galt auch für die akademische Musikwissenschaft. Sich mit seiner Musik zu beschäftigen, lohne nicht, dachte man – obwohl Strauss' Opern, Tondichtungen und Lieder auf allen Opernbühnen und Konzertpodien der Welt präsent waren.

Die Strauss-Forschung im Rückstand – und neue Ansätze

Zwar waren bereits zu Lebzeiten von Richard Strauss mehrere Biographien und umfangreiche Werkbeschreibungen erschienen, aber für eine

wissenschaftliche Beschäftigung fehlte es an der Erfassung und Edition der Quellen. Einzelne, vom Zeitgeist Unbeirte, forschten über Strauss, doch ohne eine institutionelle Stütze kamen viele Projekte ins Stocken. Willi Schuh, der von Strauss autorisierte Biograph, brachte nur zwei Jahrgänge (1954, 1960) eines ambitionierten „Strauss-Jahrbuchs“ heraus, und von seiner lange vorbereiteten Strauss-Biographie wurde nur der erste Band über „Jugend und frühe Meisterjahre“ fertig. Erich H. Mueller von Asow konnte sein großes Werkverzeichnis nicht abschließen. Dessen dritten und letzten Band edierten Alfons Ott, damals Leiter der Musiksammlung der Münchner Stadtbibliothek, und Franz Trenner. Damit war die Strauss-Forschung in München angekommen.

Zusammen mit Wolfgang Sawallisch gründeten Ott und Trenner 1976 die Münchner Richard-Strauss-Gesellschaft; sie rief die Reihe der „Veröffentlichungen der Richard-Strauss-Gesellschaft“ ins Leben, die bis heute auf 20 Bände angewachsen ist. Deren Schwerpunkt liegt auf der Edition der Briefwechsel von Strauss mit namhaften Zeitgenossen.





**Die Strauss-Arbeitsgruppe
im Richard-Strauss-Institut
Garmisch-Partenkirchen, 2003.**

Ziel der Strauss-Gesellschaft war es ferner, ein von der öffentlichen Hand finanziertes Richard-Strauss-Institut zu errichten. Als die Stadt München mit Unterstützung des Staates dieses Institut gegründet hatte, schenkte ihm die Strauss-Gesellschaft die Sammlung von Erstdrucken der Strauss-Werke, die sie vom Tutzinger Antiquariat Hans Schneider erworben hatte. Leider entfaltete das Münchner Institut nicht die erwartete Außenwirkung, so dass der Stadtrat es wieder auflöste. Nach langem Ringen gründete schließlich die Marktgemeinde Garmisch-Partenkirchen 1999 ein neues Strauss-Institut. Damit war sowohl eine Anlaufstelle für Forscher wie auch ein Haus geschaffen, das Leben und Werk von Richard Strauss mit Konzerten und Ausstellungen einer breiten Öffentlichkeit nahebrachte.

Musikforschung in der Richard-Strauss-Arbeitsgruppe

Was hat diese lange Vorgeschichte mit der Richard-Strauss-Arbeitsgruppe zu tun? Die Richard-Strauss-Gesellschaft hatte satzungsgemäß einen Beirat zur Förderung der Strauss-Forschung, dem auch Reinhold Schlötterer angehörte, der langjährige Akademische Direktor am Institut für Musikwissenschaft der Universität München. Und ihm genügte die an sich verdienstvolle Veröffentlichung von biographischen

Dokumenten – Wolfgang Sawalisch wünschte sich vor allem „Lese-stoff“ – in den „Veröffentlichungen der Richard-Strauss-Gesellschaft“ nicht. Reinhold Schlötterer ging es um mehr: um die Musik selbst.

Die Richard-Strauss-Arbeitsgruppe fing 1977 bescheiden an. Einige Neugierige trafen sich jeden Mittwochabend zu einem Privatissimum in der Institutsbibliothek, und niemand ahnte, was daraus werden würde. Auch am Münchner Institut, das noch der Geist von Thrasybulos Georgiades prägte, hatte Strauss bis dahin keine Rolle gespielt.

Warum Arbeitsgruppe? Reinhold Schlötterer wollte etwas anregen, das von den Ritualen üblicher Universitätsseminare in zwei wesentlichen Punkten abwich: Statt abgelesener Referate und pflichtmäßiger Diskussionen sollten die Teilnehmer zwanglos „von ihrer Arbeit berichten“. Und die gemeinsame Arbeit sollte semesterübergreifend und damit kontinuierlich fortschreiten. Es

war dies – im Nachhinein betrachtet – angesichts der desolaten Forschungssituation ein sinnvoller und wissenschaftlich fruchtbarer Ansatz.

Das erste Thema der Arbeitsgruppe war die Oper „Daphne“, die in München gerade neu inszeniert worden war. Niemand hatte dieses Alterswerk auf ein sprödes Textbuch von Joseph Gregor bisher studiert oder überhaupt nur für studierenwert gehalten. Doch schon bei den ersten Sitzungen begann das Staunen über den Komponisten: Die dem Gott Apollo zugeordneten Quartenakorde oder die suggestive Verwandlung der Daphne in einen Lorbeerbaum – das waren Erkenntnisse, die schlagartig die ganze Kreativität von Strauss bewusst machten.

Anfangs standen Einzelwerke im Vordergrund, denn es galt, die Teilnehmer mit den Hauptwerken vertraut zu machen. Doch sobald ein Grundstock an Repertoirekenntnis gelegt war, folgten systematische Themen: Tonartencharaktere, Melodiebildung, Harmonik, Rhythmus, Sprachvertonung, Leitmotivik, Instrumentation usw. Reinhold Schlötterer vermied dabei jede Form von Hagiographie. Es ging immer um die Musik „von Richard Strauss und seinen Zeitgenossen“. Wenn

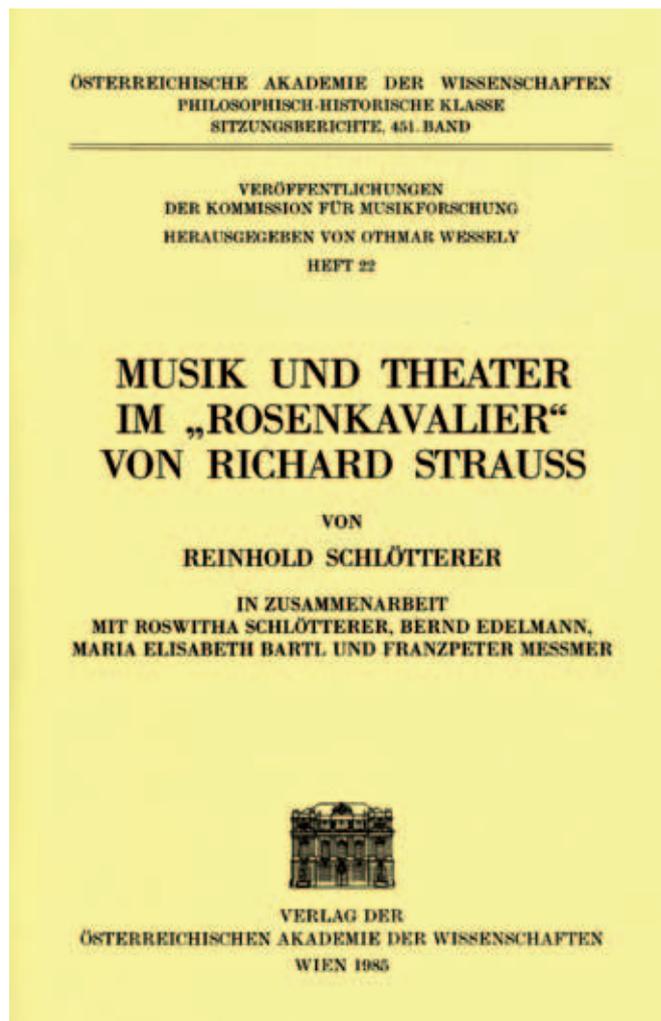
also Strauss-Lieder besprochen wurden, dann waren auch Lieder von Pfitzner oder Mahler im Blick.

Arbeitsmethode und Ergebnisse

Da es an Grundlagenforschung fehlte, war die Methode vorgegeben: Die großen, ideologisch belasteten Fragen – war Strauss nun progressiv oder reaktionär? – wurden nicht nur gemieden, sondern erübrigten sich, sobald bescheidene – und ehrlich beantwortbare – technische Fragen diskutiert wurden, etwa: Welche Funktion hat in diesem Takt der Quartsextakkord, ist er nur „Farbe“, oder ist er in der kompositorischen Struktur verankert? Wie behandelt Strauss die Solovioline? usw. Neugierde, Offenheit und vorurteilsfreie nüchterne Aufklärung konkreter Sachverhalte waren die Triebkräfte dieser Arbeitsgruppe. Und dazu gesellte sich rasch eine altmodische (und „unwissenschaftliche“) Demut. Das unfassliche kompositorische Können von Strauss entzieht sich Schulbegriffen, jede Partiturseite fordert den heraus, der ernsthaft verstehen will, was sich der Komponist gedacht hat und warum die Musik so wirkt, wie sie wirkt. Das wusste Strauss selbst sehr gut, wenn er sagte, nur ein Fachmann könne „meiner Architektonik, meiner Instrumentation, meiner Harmonik erschöpfend gerecht“ werden. Keinesfalls ist aber sein Kompositionsstil ein „planloses Herumharmonisieren und -modulieren“, wie Adorno ihm vorwarf, sondern vielmehr eine höchst eigenwillige Fortführung dessen, was Strauss an Mozart, Beethoven und Wagner bewunderte. Doch bedarf es großer Geduld, die kompositorische Struktur zu entschlüsseln. Denn Strauss – wie jedes Genie – befolgte nicht alte Regeln, sondern setzte (jedenfalls für sich) neue.

Mit fortschreitender Arbeit bildete sich eine Art verschworener Gemeinschaft mit „Insiderwissen“, und ein größeres Projekt wurde in Angriff genommen. Über mehrere Semester entstand das Buch „Musik und Theater im ‚Rosenkavalier‘ von Richard Strauss“. Die Kernfrage dabei war, wie die „schwere“, orchestrale Tonsprache Wagners, die Strauss weiter verdichtet hat, sich mit einer Komödie vertrüge, die gerade „leichtfüßig“ (wie Nietzsche fand) daherkommen müsste. Die Titel der Beiträge mögen beispielhaft zeigen, in welchem Horizont man sich mit Strauss beschäftigte: „Komödie als

Wie verträgt sich die verdichtete, orchestrale Tonsprache von Strauss im „Rosenkavalier“ mit der „leichtfüßigen“ Komödie Hugo von Hofmannsthals? Ein Sammelband der Strauss-Arbeitsgruppe ging dieser Frage nach.



musikalische Struktur“ (Reinhold Schlötterer), „Tonart als Impuls Strauss’schen Komponierens“ (Bernd Edelmann), „Zum Verhältnis von Sprachbau und Singstimme“ (Maria Elisabeth Bartl), „Die musikalische und szenische Bedeutung der Rosenkavalier-Walzer“ (Roswitha Schlötterer), „Der ‚Rosenkavalier‘ und die Tradition der musikalischen Komödie um 1911“ (Franzpeter Messmer) und „Der ‚Rosenkavalier‘ in der zeitgenössischen Kritik“ (Roswitha Schlötterer). Das war über die Einzelbeiträge hinaus in der Tat ein Gruppenprojekt, wie es im Vorwort heißt: „Die verschiedenen Beiträge tragen den Namen dessen, der das Thema ausarbeitete, doch ist gewiß überall auch etwas von der gemeinsamen Arbeit der Gruppe zu spüren, von unseren Fragen und Gesprächen, vor allem aber von unserer gemeinsamen Bemühung um das Werk.“

Dass das Buch von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gedruckt wurde, war ein glücklicher Zufall: Bei einem Besuch in Garmisch wurde Alice Strauss ein fotokopierter, broschierter „Arbeitsbericht“ überreicht. Am nächsten

Tag (!) kam zufällig der damalige Obmann der Kommission für Musikforschung der Österreichischen Akademie, Franz Grasberger, nach Garmisch, weil er etwas über Strauss zu veröffentlichen wünschte, und sagte spontan zu, den Arbeitsbericht zu drucken.

Das nächste Projekt der Arbeitsgruppe war den Tondichtungen von Richard Strauss gewidmet. Dazu suchte sich jeder Teilnehmer ein Werk aus, für das er gewissermaßen zuständig war. Doch der anfängliche Elan wurde sehr gedämpft, als kein Verlag zu finden war. Statt eines Sammelbandes erschienen dann einzelne Aufsätze zu „Macbeth“, „Heldenleben“ und „Also sprach Zarathustra“. Trotzdem: das Prinzip der freiwilligen Teilnahme, der offenen Fragestellung und ungezwungenen Diskussion hatte allen Mitgliedern der Richard-Strauss-Arbeitsgruppe ein Ideal wissenschaftlichen Arbeitens eingepflegt, das sich im gegenwärtigen Universitäts- wie Wissenschaftsbetrieb kaum mehr verwirklichen lässt.

Reinhold Schlötterer führte die Arbeitsgruppe auch nach seiner Pensionierung weiter. Insbesondere wurden Programm und Organisation des Münchner Symposiums zu Strauss' 50. Todesjahr 1999 unter dem Titel „Richard Strauss und die Moderne“ gemeinsam vorbereitet. Damit trat die Arbeitsgruppe ins internationale Rampenlicht. Der Kongressbericht erschien als Band 17 der „Veröffentlichungen der Richard-Strauss-Gesellschaft“.

Ausblick

Seit über 30 Jahren, das entspricht etwa sechs Generationen von Studenten, besteht die Arbeitsgruppe (fast) ununterbrochen. Die Zahl der Teilnehmer ist nicht mehr überschaubar, doch viele haben sich in der einen oder anderen Weise für Richard Strauss und sein Werk engagiert. An erster Stelle ist – neben Reinhold Schlötterer selbst – Roswitha Schlötterer zu nennen, dann seien, stellvertretend für viele, (alphabetisch) genannt: Klaus Aringer, Ulrike Aringer-Grau, Fred Büttner, Bernd Edelmann, Adrian Kech, Christian Leitmeir, Julia Liebscher, Birgit Lodes, Franzpeter Messmer, Bernhold Schmid, Jens-Peter Schütte, Stefanie Strigl, Michael B. Weiss. Die Münchner Arbeitsgruppe sprach sich in Strauss-Kreisen herum und so war es stets eine besondere Freude, wenn Gäste aus dem Ausland – Bryan Gilliam, Timothy Jackson – oder etwa der Dirigent Friedrich Haider die Sitzungen besuchten. Anregend waren stets die Besuche bei Zeitzeugen, die Persönliches von Strauss zu erzählen wussten: bei Kurt Overhoff in Salzburg, bei Alice Strauss in Garmisch und bei Kammersängerin Viorica

Ursuleac, der „Arabella“ der Uraufführung, in Ehrwald. So hat die jahrelange gemeinsame Arbeit auch Freundschaften gestiftet.

Nach dem Kongress von 1999 fand die Arbeitsgruppe nicht mehr semesterweise statt, sondern als Blockseminar im Richard-Strauss-Institut Garmisch-Partenkirchen. Die Atmosphäre des Instituts und Besuche in der Strauss-Villa mit ihrem freien Blick auf die Zugspitze beflügelten auch die Arbeit der jüngsten Studentengeneration. Und es steht zu hoffen, dass etwas von dem alten Gruppengeist in der philologischen Arbeit der neuen Forschungsstelle für die „Kritische Ausgabe der Werke von Richard Strauss“ weiterleben wird. Dass aus dem Privatissimum von 1977 dereinst ein langjähriges Projekt der Bayerischen Akademie der Wissenschaften entstehen könnte, das konnte damals niemand ahnen.

In Zeiten des Bologna-Prozesses, der modularisierten Lehrpläne, der Ausrichtung auf wirtschaftliche Nutzenanwendung und der Entmündigung der Universität zu einer höheren Berufsfachschule lohnt es, in Wilhelm von Humboldts Schrift „Über die innere und äußere Organisation der höheren wissenschaftlichen Anstalten in Berlin“ (1809/10) nachzulesen. Was heute unter dem Schlagwort „Einheit von Forschung und Lehre“ firmiert, entfaltet Humboldt aus einem Menschenbild, in dem das Heranführen der Jugend an die „reine Idee der Wissenschaft“ die vornehmste Bildungsaufgabe ist. Die „vorwaltenden Principien“ in den Universitäten seien „Einsamkeit und Freiheit“. „Da aber auch das geistige Wirken in der Menschheit nur als Zusammenwirken gedeiht, und zwar nicht bloss, damit einer ersetze, was dem Anderen mangelt, sondern damit die gelingende Tätigkeit des Einen den Anderen begeistere und Allen die allgemeine, ursprüngliche, in den Einzelnen nur einzeln oder abgeleitet hervorstrahlende Kraft sichtbar werde, so muss die innere Organisation dieser Anstalten ein ununterbrochenes, sich immer wieder belebendes, aber ungezwungenes und absichtsloses Zusammenwirken hervorbringen und unterhalten.“ Diesem hohen Ideal einer von Begeisterung für die Sache getragenen Freiheit der Wissenschaft kam die Richard-Strauss-Arbeitsgruppe sehr nahe.

POSTSCRIPTUM: Über die Bürokratie und Verschulung des Universitätsstudiums zu jammern hilft nichts, es gilt vielmehr, von der Humboldtischen Bildungsidee soviel wie irgend möglich in das rigide Bachelor- und Mastersystem hinüberzuretten.

DER AUTOR

Dr. Bernd Edelmann ist seit 1982 Dozent am Musikwissenschaftlichen Institut der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seine bevorzugten Forschungsgebiete sind die Wiener Klassik und die Musikgeschichte München, insbesondere Richard Strauss. Er ist Schriftführer der Richard-Strauss-Gesellschaft München.